

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 276.

Samstag, 8. Oktober

1932.

Im Zick-Zack

durch die Liebe

ROMAN VON FEDOR VON ZOBELTITZ

3. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Hede und Jutta hatten von der Veranda aus die Szene beobachtet, Jutta mit wachsender Spannung in den Zügen und immer größer werdenden Augen, ein erkennendes Lächeln auf den Lippen, das zu hellem Aufschauen wurde, als sie das quabbelige Figürchen der Berten Gries auf sich zustürmen sah.

„Hallo, Berten“, rief sie, „ich weiß schon, was du mir erzählen willst! Das war ja der unverschämte Mensch aus der Waisenhausstraße, der mir den Fuß veretzt hat!“

Berten glühte vor Aufregung. „Ja, natürlich“, stieß sie atemlos hervor, „das war er, ich hab' ihn gleich erkannt! Am liebsten hätt' ich ihm noch nachträglich eine runtergehauen.“

„Berten, die Männer sind immer noch das stärkere Geschlecht, wenigstens in bezug auf die Muskeln. Das mußt du bedenken. Hättest du ihm eine Tachtel gegeben, so würde er dich wahrscheinlich auch feste gepackt und abgeknutscht haben — als Entschädigung.“

„Glaubst du?“ antwortete Berten und wurde unsicher. Die nachgeborene Mut vertauschte sofort, ein freundliches Sinnen trat auf ihr rosiges Apfelf Gesicht, als überlege sie sich die Sache mit der mutmaßlichen Entschädigung. Sie öffnete den Mund zu einer durchsichtigen Torheit, aber sie kam nicht zum Sprechen, denn nun erscholl im Garten die Befehlsstimme der silbergrauen Kommandeuse: „Aufbrechen, Mesdames, es ist höchste Zeit! Wir müssen zur Station zurück...“

Die drei Versprochenen.

Sie waren Freunde, die Drei, und waren es auch geblieben, als sie auf Umwegen auseinandergingen, nachdem eine gutgeimmerte Komödie des Schicksals sie hintereinander in den Mittelpunkt eines jeden der drei Akte gestellt hatte.

Luz Döhler, der jetzige Generalkonsul, und der gegenwärtige Legationsrat Dr. Charles Schmidt von Bürgli hatten in jungen Jahren gemeinsam in Genf studiert, sich dann aus den Augen verloren und nach der ersten Heirat Döhlers wiedergefunden. Da wurde Bürgli Hausfreund in der Familie, und es kam nun zu einer dramatischen Verknotung, wie sie sich in der Geschichte des ehelichen Lebens seit Menelaus und Helena viele Tausende von Malen ereignet hat, und die durch das seltsame Duell beim Dörflchen Mörner am Südbahnhof des Petit-Salvè korrekt gelöst wurde: beide Herren schossen in die Luft, reichten sich hierauf die Hände, und dann ging Döhler mit der kleinen Jutta seiner Wege, und Bürgli mußte die geschiedene Frau Grittie, geborene von Erlau, heiraten. Auch das wurde nach aller Vorschrift regulär erledigt.

Sixtus Caplus wurde erst später Mitglied der Kampanei. Aus seinen Familienverhältnissen war noch

kein Genealoge so recht klug geworden. Es stimmte, daß er vollkommen berechtigt war, sich nach dem altberühmten Geschlecht Graf von Caplus zu nennen, seine unansehnlichen Papiere bestätigten das, aber ein kleiner Haken war doch dabei. Bürgli, der in Paris lebte und ein besonderes Interesse für französische Adelsgeschichte und den daran hängenden Memoirenkaffisch hatte, glaubte das Häkchen gefunden zu haben. Die rechtmäßigen Caplus waren längst im Mannesstamme ausgestorben, aber einer der Letzten dieses Namens hatte seinen unehelichen Sohn adoptiert, der sich im Spanischen Erbfolgekrieg auszeichnete und später in Diensten des Prinzen Eugen von Savoyen blieb. Als in der Folge die ganz echten Caplus nur noch auf Weiberaugen standen, verlängerten sie die Stammlinie durch Namensübertragung auf die Angeheirateten und wollten die unechten Bettlern nicht anerkennen. Die fingen nun an zu prozessieren, und dieser Prozeß dauerte geschlagene siebenundachtzig Jahre und zog sich durch zwei Generationen, worauf er durch einen Vergleich beendet wurde, der auch recht ulkig war. Die österreichischen Caplus mußten die Verpflichtung übernehmen, sich nicht französisch, nämlich „Kähli“ oder „Kähliug“, sondern brutal deutsch „Kailus“ auszusprechen, und erhielten dafür eine stattliche geldliche Abfindung aus dem Allodialvermögen. Durch diese verrückte Bestimmung glaubten die Franzosen ihre Adelsreinheit in alle Zukunft hinein zu retten, während es den Österreichern mehr auf den Mammon als auf die Aussprache ihres Namen ankam, abgesehen davon, daß es ihnen höchst gleichgültig war, ob sie in der Abteilung drei des Hofkalenders Aufnahme fanden oder nicht.

Graf Sixtus, der Allerletzte dieser Reihe, behauptete zwar, daß er sich infolge von Erbberichtigung auch als Grande von Spanien bezeichnen könne, aber er beließ es bei der Behauptung, nachdem ihm Grittie in ihrer flüchtigen Caplus-Ehe gesagt hatte, sie lege keinen Wert darauf, eine Frau Herzogin zu sein. Dieser Sixtus war völlig aus der Rasse gefallen, er ähnelte weder den ehelichen Vorfahren in ihrer klirrenden Ritterlichkeit noch den legitimierten Ahnen, die im bureaukratischen Dienst Alt-Österreichs teils tüchtige, teils schlampige Beamte geworden waren. Er war einer jener begabten jungen Menschen, die mit Regelmäßigkeit durch alle Examina durchzufallen pflegen, weil sie nie ihre Gedanken vereinheitlichen können. Sein Vater, Geheimerr Hofrat und stellvertretender Senatspräsident beim Obersten Gefällsgericht zu Wien, war verzweifelt über den Jungen und erklärte noch auf dem Totenbett, der Sixt, der Hallodri, werde zeitlebens nichts Ordentliches werden. Dann drehte der alte Herr sich auf die andere Seite, schlief ein und hielt es für das Beste, nicht wieder aufzuwachen.

Nun folgte Sixtus seiner Neigung und seinem Talent und wurde Künstler und wurde doch etwas ganz

Ordentliches, wenigstens in seinem Beruf. Er studierte überall herum, in Düsseldorf, in Paris, in Weimar, in München, in Berlin, reiste mit offenen Augen durch die Welt, verbummelte viel Geld, war nie faul, aber immer leichtsinnig und zweifellos ein famoser Kerl, dem man gut sein mußte.

Er war mit dem Frühzuge von Bern gekommen, hatte in Interlaken seinen Handkoffer auf dem Bahnhofe gelassen und ging direkt nach dem ihm von Döhler bezeichneten Hotel am Höhweg. Döhler war noch nicht da, aber der Oberkellner wies ihn nach dem bestellten Salon im zweiten Stock, wo man mehr unter sich war als unten im Restaurant und wo auch der Tisch zu dreien schon fertig gedeckt stand. Caylus überflog erst das Menü, nickte zufrieden und bestellte sich zunächst ein Glas Portwein zur Auffrischung. Dann trat er an das Fenster, schaute hinaus auf die Straße und die Bergkette dahinter, die Höhematte und den Jungfrau-gipfel, dem man hier nirgendwo aus dem Wege gehen konnte, und wandte sich um, dieweil die Tür ging und Döhler und Bürgli das Zimmer betraten.

Die Begrüßung war herzlich. Herr von Bürgli, wie er sich nannte, obwohl die Stammeltern Schmidt hießen und aus dem reichen Patriziat stammten, das früher in einzelnen Kantonen eine Art aristokratischer Herrschaft geführt hatte, war der eleganteste der drei Verflochtenen Frau Gritties. Auf seiner Gesandtschaft in Paris war es bekannt, daß er seine Kleidung aus London bezog und seine Wäsche von Pouillot-Baret in Dijon, einer sogenannten Weltfirma, an deren Spitze eine Dame stand, von der es hieß, sie sei berückend schön und Bürgli so teuer, daß er gern den Lieferanten gewechselt hätte, aber er sah fest und kam so leicht nicht wieder los.

„Wunderbar!“ sagte Caylus und musterte Bürgli mit dem lebenswürdigen Schelmelächeln, das seinem Gesicht einen jugendhaften Ausdruck gab, „du siehst aus wie ein Edelkomparse in einem modernen Film oder wie der Prinz von Wales nach einer letzten Anprobe bei seinem Hofschneider. Kann ich nicht eine Photographie von dir in diesem Anzug kriegen? Die Hosen imponieren mir besonders.“

Sie waren ein Meisterstück aus dem Londoner Atelier, in dem Bürgli arbeiten ließ, diese außergewöhnlichen Beinkleider. Sie waren so weit, daß man sie aus der Entfernung für Frauenröcke halten konnte und schlugen bei jedem Schritt erschütternde Galten, unten bedeckten sie beinahe das stumpfe Glanzleder der Schuhe und hatten eine Farbe von kühnem Ocker, durch das sich dünne, bläulichgrüne Längsstreifen zogen. Dazu gehörte ein kaum bis zu den Hüften gehendes Jäckchen, ein reformierter Cut, mit enggeschlossener Knopfreihe, aber am Halse offen, einen hohen weißen, steifen Umschlagtragend, um den sich eine Krauwatte in genau der Farbe der Hose knüpfte. Höchster Schmuck, wie Bürgli ihn liebte.

„Ja, Caylus“, antwortete er, „was nützt dir ein Abbild meiner Äußerlichkeit, es fehlt dir ja doch an der Gesinnung, mir nachzueifern. Du wirst nie begreifen, daß die Eleganz von einem Geist der Nerven beeinflusst wird, der euch in Bayern abgeht, weil ihr ihn im Biertrunk ertränkt. Die Eleganz erlernt man nicht, sie muß angeboren sein, sagt schon Balzac.“

Caylus nickte freundlich. „Das ist mir lieb, daß er das sagt“, entgegnete er, „ich hätte ihm das gar nicht zugetraut...“, und Döhler rief: „Run laßt mal eure Kindereien und nehmt Platz! Ich bitte euch, daß ihr wenigstens versucht, ernsthaft zu sein, selbst wenn es euch schwerfällt...“

Das Frühstück hub an und wurde auf Wunsch Döhlers von einem französischen Kellner serviert, der sich noch in der Lehrzeit befand und sein bißchen Deutsch von einem englischen Kollegen erlernt hatte, und danach war es auch. So konnte man sich ungeniert unterhalten.

Beim Tisch, den man mit Haut Sauternes anseuch-tete, nahm der Generalkonsul eine gefetzte Miene an und begann:

„Meine werten Freunde und Nachfolger, ihr wißt, daß unsre ehemalige Gattin, unsre liebe Frau Grittie,

uns zu einer anscheinend gemeinsamen Beratung erwartet, wir aber wissen noch nicht, um was es sich bei dieser Begegnung der Geister handeln wird.“

„Werden wir ja rechtzeitig vernehmen“, rief Caylus, „warum sollen wir uns denn schon vorher den Kopf darüber zerbrechen?“

„Ich bin Diplomat, Caylus, und gewöhnt, mich an schwierige Situationen nach Möglichkeit vorzubereiten, zumal wenn sie mir gänzlich unbekannt sind.“

„Sehr richtig“, schaltete Bürgli ein, „es galt vor alters her als feinste Politik, die absolute Unwissenheit hinter der Maske des Allwissens einzuwerfen. Nur konnte der Peloponnesische Krieg gewonnen werden.“

„Bürgli“, sagte Luz Döhler, „ich bitte dich, laß die Alte Welt aus dem Spiel. Oder wenn du schon Vergleiche aus der Antike heranziehst, so wähle wenigstens Zeitalter, in denen es galt, sich gegen überlegene weibliche Klugheit zu rüsten. Wir haben es mit einer Frau zu tun, der wir trotz allem noch immer eine warme Verehrung entgegenbringen.“

„Zweifellos“, stimmte der Legationsrat zu, und Caylus sagte: „Dies Glas auf ihr Wohl!“, trank aus und machte die Nagelprobe.

„eine Frau aber auch“, fuhr Döhler fort, „von einem so komplizierten Naturell, daß man bei ihr immer auf Überraschungen gefaßt sein muß. Ich schlage deshalb vor, wir sprechen uns in dieser Stunde unsres Besamenseins einmal unbefangen über sie aus — und jeder nach seinen Erfahrungen. Wir können das, ohne die Discretion zu verletzen. Aus der Summe dieser Erfahrungen wird es uns vielleicht möglich sein, Rückschlüsse auf das Geheimnis ihrer Tee-Einladung zu ziehen. Denn daran zweifle ich keinen Augenblick, daß es eine Zweiteinladung ist.“

„So wie es die Marietta Strozzi machte“, sagte Bürgli.

„Bewahr mich der Himmel“, rief Caylus, „jetzt kommt er schon in die Renaissance! Bürgli, mit deinen historischen Erinnerungen verdirbst du uns nur den Appetit. Wozu überhaupt die Vorreden? Fange ruhig mit deinen Erfahrungen an, Luz, schließ los — zum Braten bestelle ich mir eine Flasche Mumm extra drüber.“

„Bestelle dir, was du willst“, gab Döhler zurück, „aber komme nicht angebuddelt zu Grittie. Also — ich habe Grittie als junges Mädchen in Wiesbaden kennen gelernt, und obwohl ich im allgemeinen eine ziemlich kühle Natur bin, verliebte ich mich doch so heftig in sie, daß ich bei ihrem Vater um sie anhielt. Der war damals noch zugänglicher, jedenfalls nicht das verschrobene Original von heute, auch guter Laune, weil ihm die Kochbrunnen Erfolge versprach — er spielte nicht lange Komödie, die äußerlichen Verhältnisse lagen günstig, gab er uns denn seinen Segen, und wir konnten heiraten. Ich war um diese Zeit noch etwas unsicher in bezug auf den Beruf, den ich wählen wollte, habe eben mein preussisches Jahr abgedient und schwankte zwischen Militär- und Bürokarriere, folgte aber zunächst den Bitten Gritties und ging mit ihr auf Reisen.“

(Fortsetzung folgt)

Flugtal im Herbstnebel.

Nebel hüllen Stadt und Hänge ein.
Sie bedecken Hügel, Wald und Fluren.
Fahl wie stumme, unnenbare Bein
liegt es auf dem Fluß. Die fernern Uhren
schlagen festsam hohl: es rinnt die Zeit
hin in weite, dunsterfüllte Räume. —
Von den Ufern kriecht es her wie Leid. —
In den dürren Ästen alter Bäume
raunt der Wind. Wie Neue saßt's uns an,
daß wir lieblos einst nicht Worte fanden,
nicht die rechten, die so wohl getan
ändern, die an unserm Wege standen.

Ludwig Ries.

Das tote Tempo.

Von Walter Perlich.

"Tempo" ist ein Fremdwort in unserer Sprache, das selbst im täglichen Gebrauch des Deutschen niemals eine eigene Form gefunden hat. Es stand unerhört im Kurs und blieb doch ein fremdes Wort.

Raum drei Jahre sind vergangen, seit mancher Kaufmann in Tempo schwelgte. Er reiste zur Leipziger Messe, um schon am nächsten Tag in Paris große Posten Partiewaren zu kaufen und übermorgen in London mit dem Flugzeug zu landen, um dort eine ganz bestimmte Ware zum ganz bestimmten "Termin" zu erwischen. Industriekapitäne lebten überhaupt nur noch in der Luft, weil sie dort in jeder Beziehung am schnellsten vorwärts kamen. Nicht viel hätte gefehlt, so wäre das laufende Band durch das rasende Band abgelöst worden.

Leider ist es vorher gerissen. Das Publikum war überfättigt mit Schnelligkeit — 400 Stundenkilometer hatte jeder auf seine Art zu schaffen. Schriftsteller, begabt, sich in die Dinge zu vertiefen, und mit der Aufgabe, sie zu deuten, mußten, der Zeitforderung entsprechend, "rasende Reportagen" machen. Die neue Jugend, sagte man, habe keine Zeit mehr für Gefühle — sie liebe, tanze, arbeite im Telegrammstil. Kein Wunder, daß manche Errungenschaft dieser Epoche sehr — abgerissen aussah!

Gab es überhaupt noch einen Feiertag? — Wohin war der Glanz der Ruhestunden vor bestelltem Geld, die Stille der Kleinstadtstraße im Abenddämmer, der tiefe edle Sinn des Vesperlätens und das Schweigen ländlicher Abende, wenn der Wind Gefänge in das Baumlaub flüster? Wer verstand noch zu reifen, ganz zu schweigen vom Wandern? Motorräder belferten durch den Staub der Landstraßen von Stadt zu Stadt, in 45 Minuten wurden sämtliche Sehenswürdigkeiten, Kunstwerke, Denkmäler, große Bauten aus Jahrhunderten geschluckt. Tempo, Tempo! Achtzehn Städte, fünf Länder mußten in einer Woche abgetrippt werden, und wer heimkehrte in den tosenden Betrieb der Arbeit, konnte von seinen phantastischen Eindrücken reden.

Die Menschen wurden reich über Nacht; aber eine ausgleichende Gerechtigkeit sorgte dafür, daß eines immer unausweichlich blieb: das Glück. Das Amusement ersetzte die Freude, niemand erlebte mehr: alle machten alles mit!

Dichter, hieß es, brauchen nicht mehr verhungern — jeder von ihnen kann zu großen Preisen meterweise Kellameverse verkaufen. Revuen brachten an einem Abend fünfundsiebzig Bilder, achthundert schöne Beine, tausend prunkvolle Kostüme und hatten vier Millionen Mark an Ausstattung gekostet. Der Jazz hämmerte das Tempo ins Vergnügen, es ging nicht mehr anders, als die wenigen freien Stunden mit jagenden Tänzen, zuckenden Bewegungen auszufüllen. Daß auch das Herz zuckte, bemerkte niemand.

Es ist dem Tempo böse ergangen. Raum hatte es einen neuen gewaltigen Aufschwung genommen, als es stehen blieb. Es schien, die ganze Welt sei in Unordnung geraten. Das Geld wollte sich nicht mehr bewegen, und mit ihm stockte die ganze wunderbare Organisation. Zunächst schien es, als sei ein völliger Stillstand eingetreten, sogar Regierungen wurden ratlos, und der einzelne verlor für einige Wochen seine letzten paar Nerven. Was sollte werden, wenn das Tempo, auf das doch alle geschworen hatten, versagte? Hatten nicht alle geredet, daß es mit dem Tempo eine wunderbare Sache sei, die uns noch keine Zeit vorgemacht habe? Sprach man nicht schon von einer Kultur des Tempos, war es nicht beinahe zu einer neuen Religion geworden?

Es platzte mit einem lauten Knack. — Als das Getöse vorüber war, starrte jeder zu Boden, um zu sehen, was aus dem gewaltig aufgeblähten Tempo herausgekommen war. — Nichts. Die Weisen des Tempos machten ein ratloses Gesicht und schalten gewaltig, daß "man" ihr wundervolles Tempo willkürlich "zerstört" habe, obgleich doch einfach eine Spitze abgebrochen war, die nicht mehr spitzer werden konnte!

Es vergingen einige Tage, und in Wahrheit änderte sich am Wesen der Welt und des Lebens nichts. Auch nach Wochen und Monaten marschierte das Leben einfach vorwärts, Schritt um Schritt und gewiß nicht mit Siebenmeilenstiefeln, denn das ging ja nicht, weil das Tempo nicht mehr funktionierte. Aber vorwärts auf jeden Fall! Und so ist es inzwischen geblieben.

Mehr und mehr Dinge, die nur auf dem Tempo aufgebaut waren, verschwanden in der Vergeßung, nicht immer ganz schmerzlos. Andere erneuerten sich im langsameren Wachstum; vieles, das schon seit Jahrzehnten vergessen schien, tauchte in neuen, zeitgemäßen Formen wieder auf. Menschen besannen sich auf den Sinn des Lebens und den Sinn der Erde, nahmen Spaten in die verwöhnten Hände

und zogen hinaus, um wieder mit dem Boden zu ringen, wie ihre Väter. Nachdenklichkeit zog ein in Herzen und Hirne. Feiertag ist noch nicht wieder überall — die Bewegung, die Umschichtung ist vorläufig zu heftig. Wie lange noch? Wenn sich — und das wird bald sein, so ist unser aller Hoffnung — eine neue Ordnung des Alltags ergeben hat, findet der Mensch den Rückweg zur Besinnlichkeit. Er wird wieder in einer kleinen Blume das große Gleichnis alles Lebens sehen, er wird unter einem weiten Himmel langsam dahinwandern und der Schöpfung dankbar sein dafür, daß sie ihn geschaffen hat.

Es wird weniger Lärm in der Welt sein als zu Zeiten des "Tempos", und die Kinder werden wieder lächeln dürfen...

Antiquitäten.

Das Bekenntnis einer verhängnisvollen Leidenschaft.

Von Else Sparwasser.

Gott ist mein Zeuge, daß ich schuldlos bin an den Katastrophen, die oft lawinenartig über meine dürftige Finanzwirtschaft hereinbrechen und ein Chaos von unbezahlbaren Rechnungen und gebrochenen Vorsätzen zurückschaffen. Schuld daran ist der schwermutvolle Zauber, der das wurmfressige Gerümpel glanzvoller Vergangenheiten umschwebt, und daß von verbliebenen Gobelins und uralten Brottapeten ein Geruch ausströmt, der hoffnungslos meinen klaren Verstand umnebelt, während die zerbrochene Macht und Größe, die über gebrechlichen Thronesseln aus längst zerfallenen Königspalästen dämmert, mich immer wieder zu tiefer Ehrfurcht zwingen.

Mit dieser Leidenschaft im Herzen und meiner letzten Barschaft im Beutel bin ich wieder einmal über die Ludwigsbrücke zum Münchener Tandelmarkt gezogen, zwischen einer Heerchau von ehrbaren Müttern und Schnullerbabys, süßen Mädeln und sonntäglich geschmückten Jünglingen, behabigen Familienvätern und dazu gehörigen Dadeln. Von allen Seiten dubelten die Karussells, die festlichen Leuchtfiguren der Luftballone schwebten in der Nachmittagssonne, und vom Biergeschäffler herüber bis zu der Frau mit den Rostbratwürsten drang herzerweichendes Trompetengeschnatter.

Ich weiß noch, daß es bei den dichtgedrängten Verkaufsbuden zwischen Selbstbindern und Haarwidlern stark nach Schweizerkäse roch, und daß ich dabei das sonnenbeschienene Spitztürmchen der Mariahilfskirche in den bläulichen Himmel recken sah wie einen mahnenden Finger, zu dem ich ahnungslos mein Stohgebet emporrichtete: "Lieber Gott... weil du doch alles fertig bringst, was man nicht für möglich halten sollte... laß das Wunder geschehen, daß ich heute kein Geld ausbebe! Bedenke meine Schulden... und die kaum überstandene Affäre mit dem Barockstuhl... und meine Verleger pumpen mir nichts mehr..."

Das habe ich pflichtgemäß gebetet, mein Herz aber zitterte wie ein Pferd vor dem Rennen.

Trotzdem tat ich alles, um seine Unruhe in vernünftige Bahnen zu lenken. Ich stand lange am Glückshafen und betrachtete bronzierte Schäferinnen, budlige Spiegel und gepreßte Glasschüsseln, ich lutschte für zehn Pfennig türkischen Honig und verweilte solange vor der Schiffchaukel, bis mir vom Zuschauen schlecht wurde. Worauf mein unruhiges Herz zu revoltieren anfang: "Was siehst du dir auch Dinge an, die du nicht vertragen kannst? Du denkst ja doch immer wieder an die feine Porzellangruppe, die hinter der Kirche auf einem wackligen Küchentisch steht..."

Da gab ich es auf, meinem Herzen mit Vernunft zu kommen. Ich ging in das Reich meiner Träume auf dem Tandelmarkt hinter der Mariahilfskirche, wo henkellose Nachtöpfe auf Biedermeiertokkmoden stehen, wo eine abgetragene Bluse von fragwürdiger Eleganz unter Umständen soviel kostet wie ein Biedermeiertisch, während Meißner-Terrinen und verrostete Vogelfäße, zerbeulte Kinderbadewannen und herrlich geschnitzte Truhen in den engen Verkaufsbuden einträchtig nebeneinander auf Käufer warten und ein schöner Bauernstuhl für dasselbe Geld zu haben ist wie ein mottenzerfressener Pelzmuff.

Eigentlich gestatteten meine stark erschütterten Finanzen nur den Ankauf eines Spirituslochers, den ich dringend brauchte, doch schon war jede Vernunft zum Teufel. Unter Seelenqualen pendelte ich zwischen einem kupfernen Schwungtessel und dem prachtvollen, russischen Samowar hin und her, vom Samowar zu einem altsilbernen Handspiegel, vom Handspiegel zu seinem Kristall. Meine ruhelosen Finger kramten aus dem billigen Tand eines Glaskaffens die kleine, silberne Puderdose, fanden in einem Haufen alter Kravatten einen perlengestickten Tabaksbeutel, ließen die tühlen Perlen eines alten Rosenkranzes über meine zitternde Handfläche rinnen

und liebsten das schwere Schnitzwerk eines Dänziger Stuhles.

Die Stunden gingen . . . ich merkte es nicht. Vom Turm der Mariakirche läutete die Abendglocke . . . ich hörte sie kaum. Mein Herz war berauscht bei Altmeissen gelandet. Schweigend, mit entsetzten Augen sah meine Vernunft mir zu.

Ausklang! Ich sitze vor meinem Schreibtisch in einem wunderlichen Gemisch von Besigerglück und Ragenjammer. Die Wände ringsum riechen feucht und muffig, denn der wochenlange Regen ist durch das schadhafte Dach meines verschuldeten Landhauses gedrungen, ohne daß ich das Kapital für den Dachdecker beschaffen konnte. So sehr mich das bisher bedrückte . . . jetzt ist's mir gleich, denn der russische Samowar steht vor mir und fordert mein ganzes Interesse. Er sieht aus wie eine antike Truhe, ist mit Girlanden von prächtig getriebener Bronzearbeit geziert und . . . brennt nicht! Er brennt mit keiner Gewalt! Es sei denn, daß man die fehlenden Luftlöcher in dem schönen Kupferdeckel anbringen läßt. Aber ich bin doch kein Barbar, daß ich eine klassische Urne durch profane Luftlöcher verhungern lasse! Ich habe auch noch die Puderdose gekauft und das altsilberne Fischbesteck, das leider bei genauer Prüfung kein Silber ist. Auch in der feinen, alten Kristallschale habe ich erst jetzt den Sprung entdeckt . . .

Ich bin auf lange Zeit hinaus Pleite, pleitissimo. Außer dem begabte mir auf dem Tandelmarkt Ernesto, dem ich unter stürmischen Beschwörungen zwanzig M. abknöpfte. Er verlangte sie unter Androhung sämtlicher Höllenstrafen bis morgen zurück. Der Armste! Das hat er nun von seiner Leichtgläubigkeit! Den Dänziger Stuhl konnte ich nicht kaufen, aber zu der altmeissener Tänzerin hat mein Kapital nach einigem Feilschen gerade noch gereicht. Sie steht nun auf Fußspitzen vor mir auf der Tischplatte, hebt mit zierlichen Fingern die Spitzenröschchen und lächelt malitios . . .

Jetzt sehe ich im Geiste die Heerschau derjenigen, die pünktlich den Dachdecker kommen lassen, wenn's ins Haus regnet, die niemals und unter gar keinen Umständen ihre Freunde auf dem Tandelmarkt anpumpen und jeden morgen gewissenhaft ihre Taschenuhr nach der Bahnhofsuhr richten. Und ich lese in ihren zu Verachtung erstarrten Gesichtern die Frage, die mir durch mein ganzes Leben auf dem Fuße folgte: „Wann wirst du endlich zu Berstand kommen und deine Schulden bezahlen?“

Ich aber streichle zärtlich mit dem kleinen Finger den Nacken der Spitzenlängerin: „Ach, ihr lieben, strengen, schrecklich unfehlbaren Leute . . . das weiß ich so wenig wie ihr!“

Geschichten von Fischen.

Amerikanisches — Allzu-Amerikanisches.

Patty.

George Knissen aus Covington, Kentucky, erzählt von einem Fischhund, dessen Eigentümer Pistol Jim Hendrix hieß. Dieser Pistol Jim hatte lange Zeit nicht gewußt, daß sein Hund ein blaublütiges Prachtexemplar seiner Rasse wäre. Eines Tages ging Pistol Jim bei Galmouth in Kentucky an den Pickin' River fischen, aber, wie sehr er sich auch mühte: die Beute blieb aus. Er hatte damals seinen Hund bei sich, Patty. Jim wollte Patty nun einmal auf die Probe stellen und sehen, wie er tauchen könne. Er nahm deshalb einen halben Silberdollar aus der Tasche, zeigte ihn Patty und warf die Münze dann in den Fluß. Pistol Jim dachte, der Hund würde nun das Silberstück apportieren, aber es kam anders, ganz anders. Der Hund tauchte und kam nach einigen Minuten schon mit einem acht Pfund schweren Kattfisch — und 15 Cents in kleinem Geld ans Land.

Fische, die Tabak tauchen.

Mr. Tad Cummings aus Philadelphia, Pennsylvania, erzählte von einem See, worin es Fische gibt, die Tabak tauchen. Die Fischer haben dort eine ganz besondere Methode, diese merkwürdigen Fische zu fangen. Sie fahren in einem Boot hinaus und werfen kleine Tabak-Priemchen ins Wasser. Die Fische fangen diese Priemchen und beginnen zu tauchen. Ist der Kautabak dann verbraucht, so tauchen die Fische wieder an die Oberfläche, um die Priemchen auszuspuken. Dabei werden sie von den Fischern mit Rüttelstieben getötet.

Die Gewohnheit des Tabaktauchens zeigt sich also auch in der Tierwelt als äußerst schädlich.

Der Fisch mit der Hornbrille.

Der Swaraj-Fisch ist ein sehr bemerkenswerter Bewohner der ostindischen Gewässer. Er trägt ein Lendentuch wie

Gandhi und wurde wiederholt dabei angetroffen, wie er Salz erzeugte. Die indischen Nationalisten preisen darum den Swaraj-Fisch in den höchsten Tönen, während die Engländer mehr zu der Ansicht neigen, daß dieser Fisch offenen Aufruhr betreibe. Nun, man kann nicht behaupten, das der Hecht, der im Staate Indiana in USA. vorkommt, ein Lendentuch trage wie sein ostindischer Bruder, aber auch er leistet erstaunliches.

Ein Fischer aus Indiana — für die Wahrheit dieser Geschichte steht Mr. Ora Sidels ein — sah in seinem Boot, als er plötzlich den Anblick eines starken Tieres verspürte. Der Fischer hatte einen regelrechten Kampf zu bestehen, ehe ihm gelang, den Fisch heraufzuwinden, aber dann sah er, daß es ein riesiger Hecht war. Als sich nun der Fischer über das Boot neigte, um den Fang zu sichern, unternahm der Fisch mit letzter Kraft einen verzweifeltsten Fluchtversuch, der ihm glückte. Ja, der Fisch schnellte so blitzgeschwind davon, daß dem Fischer durch die Heftigkeit der Bewegung — denn er wollte ihn greifen — die Hornbrille von der Nase ins Wasser fiel und versank.

Ein Jahr später angelte der gleiche Fischer aus Indiana an der gleichen Stelle des Sees. Wieder biß ein mächtiges Tier an. Und als es dem Fischer nun gelang, dieses Tier heraufzuziehen — es war schwierig genug! —, da zeigte sich, daß es der gleiche Hecht war, der ihm vor einem Jahr entwich. Der Fischer erkannte das Tier sogleich daran, daß es seine Hornbrille auf der Nase trug. Solcherart war der Fischer auch wieder in den Besitz dieser schon verloren geglaubten Brille gelangt.

Die Sintflut.

Mr. Snively fischte einmal mit einem schottischen Freund im Budeye-See. Sie lagen eine halbe Meile vom Ufer entfernt vor Anker, als es zu regnen, das heißt zu gießen begann, als ob eine zweite Sintflut starten wollte. Mit Worten läßt sich nicht beschreiben, was das für ein Guß war. Da müssen Tatsachen sprechen. Nach Mr. Snively's Bericht regnete es derart heftig, daß oberhalb des Wasserspiegels in der kürzesten Zeit ebenso viel Wasser lag als unterhalb. Sowohl Mr. Snively wie sein schottischer Freund sahen zu ihrem hellsten Erstaunen, daß über ihren Köpfen Fische durch den Regen schwammen. Die Fische hatten einfach nicht mehr gewußt, was unten und was oben war. Und so schwammen sie in Unkenntnis der elementarischen Veränderung fröhlich himmelwärts. Einen Fisch fand man denn auch später auf dem höchsten Gipfel eines Berges. Es war wie mit der Arche Noah, die auf dem Berge Ararat zurückblieb. Bei dem ungeheuerlichen Regen glaubten nun auch die Vögel, sie wären Fische, und begannen plötzlich zu schwimmen. Es war das Merkwürdigste von einem Unwetter, das man je erlebte. Als der Regen endlich nachließ, fielen die Fische haufenweise vom Himmel. Und nun erlebten Mr. Snively und sein Freund das Verblüffendste. Sie entdeckten nämlich, daß ihr Boot led geworden und auf Grund geraten war, während sie doch fest geglaubt hatten, sie befänden sich lediglich in einem etwas stärkeren Regenwetter.

Man begreift nach dieser Schilderung wirklich, daß es sich in dem Falle Mr. Snively's und seines schottischen Freundes um ein ganz einziges und unwiederholtes Naturschauspiel gehandelt haben müsse.

Der Fisch, der das Schwimmen verlernte.

Mr. Charles McDevitt, Herausgeber der North Carolina-Zeitung, erzählt die folgende wahrhaftige Geschichte:

Ein Mann ging einst fischen und fing einen ganz besonderen Fisch, ein so zierliches und anmutiges Exemplar, daß er es im Hause behielt wie ein Schoßhündchen. Ja, der Mann und der Fisch gewannen einander so lieb, daß sie geradezu unzertrennliche Freunde wurden, und der Fisch den der Mann durch Dressur so weit gebracht hatte, daß er auch außerhalb seines Elementes zu leben vermochte, begleitete den Mann überall hin und pflegte ihm nachzuhipfen wie ein zärtlicher Griffon. Wo der Mann sich zeigte, konnte man sicher sein, auch den Fisch zu sehen, war es nun auf der staubigen Landstraße von Nord-Carolina oder auf dem Broadway. Darüber waren Jahre vergangen — bis eines Tages die beiden Gefährten in den Feldern Nord-Carolinas umherstreiften. Dabei kamen sie zu einem kleinen Fluß — und dieser Fluß sollte das Grab des reizvollen Fischchens werden. Über den Fluß war nämlich ein Baumstamm als Brücke gelegt worden und als der Mann nun hinüber ging und das Fischchen ihm getreulich folgte, bekam es beim Anblick des Wassers einen Anfall von Schwindel, es wurde ihm übel und es fiel hinab. Der Mann bemühte sich, das Fischchen zu retten — zu spät: er barg eine Leiche. Es war ertrunken.

(Übertragen von Max H a n e l.)